Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 43 (1967-1968)
Heft: 7

Artikel: Die grosse Flut
Autor: Gaspar, Ervin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079821

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die grosse Flut

Erzählung von Ervin Gaspar

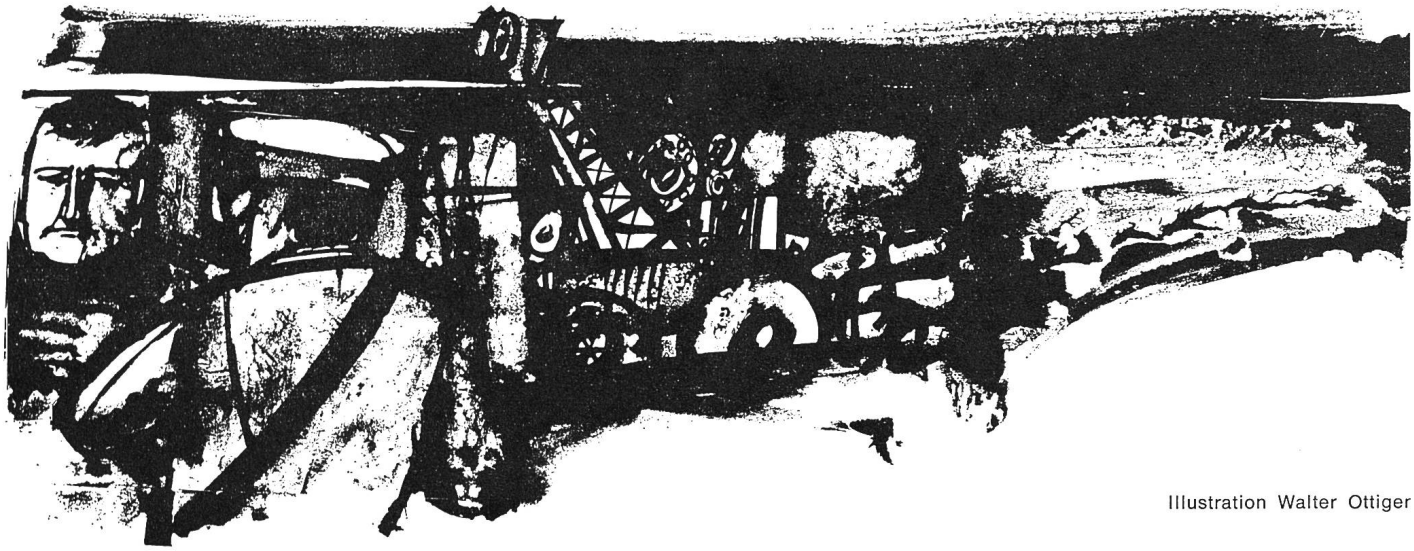


Illustration Walter Ottiger

Mit der Erzählung «Fünf Tage» hat der Autor den 1. Preis im Literarischen Wettbewerb einer großen ungarischen Zeitung gewonnen. Diese hat die Erzählung 1960 veröffentlicht. Der Autor sah dann aber keine Möglichkeit mehr für eine sinnvolle Betätigung in seinem Land. Eine Zeitlang redigierte er noch die Fischer-Ecke einer Zeitung. Dann ist er in die Schweiz gekommen, wo er nun als Flüchtling lebt.

In der Erzählung versetzt sich Ervin Gaspar in die Lage eines jungen Technikers, der als Ortsleiter des Hochwasserschutzes über den großen Dammbruch vom März 1956 bei Tass an der Donau, sechzig Kilometer südlich von Budapest, berichtet. Der Autor hat zu diesem Zweck die amtlichen Protokolle studiert und mit einer Reihe von Beteiligten gesprochen. Im Folgenden veröffentlichen wir eine vom Autor selber stammende Übersetzung des spannendsten Teils seiner Erzählung. Der Auszug schildert die letzten Stunden vor der Katastrophe. Red.

Aus dem Fenster des Turbinenhauses warfen wir einen Blick auf den Strom. Die angeschwollene Donau verwandelte sich in ein uferloses Meer und bot im trüben Dämmerlicht ein furchterregendes Bild. Die an der Oberfläche treibenden Eisschollen drehten sich in den wilden Strudeln eine Zeitlang herum, schwammen dann weiter, streiften die Pappeln der Roseninsel, bis sie vom heftigen Wellenschlag auf die Eisenbetonmauer hingeschleudert und zu Staub zermalmt wurden.

Unser Pegel zeigte um 15 Uhr 812 Zentimeter, um 18 Uhr bereits 857 Zentimeter. Und er steigt unaufhaltsam, er steigt immer höher. Die Abflußwassermenge erreicht in diesen Stunden mehr als 13 000 Kubikmeter in der Sekunde, und die Eisbarriere vor der Brücke von Dunaföldvár scheint den Wasserabfluß hoffnungslos gestoppt zu haben. Hier bei uns stauen sich die ungeheuren Wassermassen auf, die der Inn aus den Alpen und die anderen Nebenflüsse aus den Karpaten in die Donau führen.

Der Mechaniker schlenderte unschlüssig um den abgestellten Generator herum. «Wird man die Eisenbahnbrücke sprengen?» fragte er.

«Es hätte keinen Sinn mehr. Das Eis hat das Flußbett bis auf den Grund versperrt.»

Zwei militärische Aufklärungsflugzeuge kreisten über dem Wasser.

Im Büro trafen düstere Meldungen ein. Bei Dunaföldvár war der Wasserspiegel seit 9 Uhr rund zwei Meter angestiegen und übertraf somit den je registrierten höchsten Pegelstand. Das Wasser sucht sich nahe dem linken Ufer durch den toten Arm einen Weg zu bahnen. Zwei Pfeiler der Eisenbahnbrücke sind vom enormen Druck stark beschädigt worden.

Um 21 Uhr rief mich wieder Budapest an. «Was ist bei euch los?»

«Das Wasser steigt weiter an.»

«Das war zu erwarten.»

«Wir brauchen Sandsäcke.»

«2000 sind unterwegs.»

«Das reicht ja für nichts aus.»

«Wir haben keine mehr. 80 000 mußten wir dringendst nach Dunavecse senden.»

«Wer wird 80 000 Sandsäcke füllen?»

«Außer dem Militär sind dort 2300 Mann im Einsatz. Wir sandten auch dreißig Dumper und zwei Löffelbagger.»

Von den übrigen Wasserschutzstellen wurden die Telefonanrufe immer seltener. Ihr eigener Kampf scheint die Aufmerksamkeit der Kollegen völlig festzuhalten. Im Schatten der allerorts drohenden Gefahr haben sie offensichtlich weder Zeit noch Lust, Bericht zu erstatten oder Auskunft zu verlangen.

János Csapó trat ins Zimmer ein. Er war ganz durchnäßt, und seine Stiefel waren mit lehmigem Kot dick bedeckt.

«Im Hof stößt überall Wasser auf.»

«Der Eisenbetonwand können wir unter allen Umständen vertrauen», versuchte ich ihn zu beruhigen.

Die grosse Flut

«Was geht aber unter der Wand vor? Im Untergrund?»

Diesmal antwortete ich ihm nicht.

«Wenn wir nur wüßten, wo es angreifen wird», sagte er.

«Vielleicht wird es hier überhaupt nicht angreifen.»

«Wir haben nur noch 250 Sandsäcke. Dann ist es aus mit der Arbeit.»

«Das ganze zentrale Reservematerial muß bei Dunavecse eingesetzt werden.»

«Diese Tatenlosigkeit ist schlimmer als die schwerste Arbeit», erwiderte er und ging zum Deich zurück.

Ein Leutnant der Pionierabteilung traf ein. «In der Früh wird der Eisstoppel vor der Brücke bombardiert», sagte er mit sichtbarem Stolz.

Mihály Stuber, der bis dahin vor seinem Schreibtisch schlummerte, entgegnete: «Was wollt ihr mit euren 2—300 Kilo schweren Fliegerbomben? Vor den Brückenpfeilern türmen sich 8—10 Meter hohe Eisbänke auf. Hier geht es darum, Millionen Tonnen von Eis zu bewegen.»

«Was sonst könnten wir machen?» fragte der Leutnant ratlos.

Das Thermometer am Fenster zeigte 11 Grad unter Null.

Etwas später meldete Schmidt aus dem Turbinenhaus: «941 Zentimeter.»

Ich rief Budapest an. «4 Meter Anstieg in 24 Stunden.»

«Ihr seid immer noch der sicherste Punkt entlang des ganzen gefährdeten Abschnittes», antwortete Ingenieur Marsalkó.

«Die häufigen Wasseraufstöße am Ufer kündigen eine große Gefahr an.»

«Augenblicklich können wir euch nicht helfen. Wir haben eine 200 km lange Front zu verteidigen und unsere Reserven sind nahezu total erschöpft.»

Unmittelbar darauf klingelte das Telefon wieder. Ich glaubte, Marsalkó hätte sich die Sache doch überlegt.

Aber es war eine Nachricht anderer Art. «Chefarzt Tóth vom Spital von Kecskemét. Ihre Frau hat mich ersucht, Ihnen Bescheid zu geben.»

Dieser Anruf traf mich wie ein Schlag durch elektrischen Strom. Seit zwei Tagen hatte ich überhaupt nichts von ihr gehört. Trotz allem hätte ich irgendeinen Weg finden können, um etwas von ihr zu erfahren oder ihr zumindest eine Botschaft zu übermitteln.

Das Schuldbewußtsein drückte mein Herz zusammen. «Was ist los, Herr Chefarzt?»

«Es ist eben nichts los. Weiter können wir nicht warten. Wir müssen einen Kaiserschnitt durchführen. Ihre Frau hat mich gebeten, Sie noch vor der Narkose zu benachrichtigen.

«Um Gottes willen ... was wird mit ihr werden?»

«Prophezeiungen mag ich nicht, lieber Freund. Ansonsten ... Sie hätten jetzt hier Ihren Platz.»

«Bitte verstehen Sie mich ...»

Er hängte ab.

Es summte mir stark im Kopf. Schon am Abend fühlte ich mich übel und nahm zu viel Fiebermittel ein.

Um 23.30 Uhr teilte jemand mit, daß die sofortige Räumung von Dunapataj angeordnet wurde.

Von dieser Nacht habe ich auch eine weiche, warme Frauenstimme im Gedächtnis behalten. Sie sagte im Radio: «Es ist Mitternacht. Sie hören Nachrichten.»

Wenn ich mich recht erinnere, so erwähnte sie die festgefrorene Eisdecke vor der Brücke von Dunaföldvár mit keinem Wort.

Wir warteten still und ohnmächtig auf den Tagesanbruch. Um 2 Uhr kam Lencz von der Schiffsschleuse herauf. «1014 Zentimeter. Selbst im Hof reicht es schon bis zum Oberschenkel.»

Niemand hätte es gewagt vorauszusagen, daß der Wasserstand das 10 Meter-Niveau je überbieten würde.

Der Morgen war noch weit, doch in der stockfinsteren Nacht ging ich wieder zur Parapettmauer hinaus. Das Wasser zog mich unwiderstehlich an.

An der Südspitze der Roseninsel bespülte die Flut schon die untersten Äste der Bäume. Das Wasser strömte mit entsetzlicher Kraft — zurück!

Bei der Schleuse begegnete ich Gergely Mucsi und drei anderen Arbeitern. Beim Fackelscheine förderten sie die Sandsäcke.

Die gischende, tosende, schäumende Brandung brach sich auf der anderen Seite der Mauer, fast über meinen Kopf. Ich zog meinen Kragen straff zusammen.

Niemand stellte Fragen, als ich ins Büro zurückkehrte. Auch das Telefon blieb stumm. Wir warteten weiter. Es war kalt im Zimmer, doch keiner von uns verriet Geneigtheit, aufs Feuer zu legen.

Der Morgen rötete sich bereits, als Csapó plötzlich ausrief: «Du ... hier stößt das Wasser auf ... unmittelbar unter dem Fenster!»

Er lief hinaus, um ein leeres Eisenfaß zu holen. Mit solchen pflegten wir die kleineren Wasseraufstöße aufzufangen.

Doch wir hatten keine freien Fässer mehr.

Ich blickte auf meine Armbanduhr. Sie zeigte 6 Uhr 12.

Obwohl mich die fünf durchwachten Nächte bis zum Äußersten erschöpften, war plötzlich mein Kopf ganz klar geworden. Ohne eine Sekunde zu zögern, rief ich Budapest an. «Ich ersuche um dringende Entsendung des Bereitschaftstrupps. Mit diesen wenigen zu Tode gefrorenen Männern kann ich das Schicksal von acht Gemeinden nicht weiter verantworten.»

Ingenieur Marsalkó dachte einen Augenblick nach. Er hatte keine leichte Entscheidung. «Es ist in Ordnung», sagte er dann, «ich treffe unverzüglich die erforderlichen Maßnahmen.»

Pátkai trat ins Büro ein. «Die Stromversorgung wurde überall unterbrochen.»

Doch von der Stromversorgung hing nichts mehr ab. Das Militär verfügte ja sowieso über Stromaggregate.

Wir gingen alle zur Eisenbetonwand hinaus, nur Pátkai blieb am Telefon. Die Soldaten, die Lohnarbeiter, die Mannschaft des freiwilligen Hilfsdienstes brachen die Arbeit auf der Dammkrone für eine Minute ab

und staunten uns wie festgebannt an, als besäßen wir Zaubermacht, die Flut in der letzten Stunde zu bändigen.

Die Niveaudifferenz zwischen der Großdonau und dem Donauarm belief sich schon auf plus 3 Meter, obschon wir normalerweise mit einer solchen von — 4 bis 6 Meter rechnen. Ein unvorstellbarer Druck lastet auf dem Deich und dem Turbinenhaus. Und der stürmische Wind steigert womöglich diesen Druck noch.

Entlang der Mauer gingen wir zur Roseninsel hinüber. Das Wasser warf riesige Eisschollen übereinander, es brauste, wirbelte, strudelte — kaum eine Armlänge von uns entfernt. Auf dem Damm, am Fuße der Mauer hatten wir das Gefühl als schwänge der Auslegearm eines kolossalen Krans eine Last von mehreren tausend Tonnen über unseren Köpfen.

Dennoch war es die Erde, die unsere Blicke festhielt. Überall stieß Bodenwasser auf. Die 20 Zentimeter dicke Eisenbetonwand wird dem Druck sicherlich standhalten, aber vor einigen Wochen gab es hier auch ein Erdbeben und ...

Derselbe Gedanke schien auch János Csapó zu beschäftigen. «Das Erdbeben vom Februar kam diesem Damm gewiß nicht zugute», sagte er.

«Schweig!» fuhr ich ihn an.

Er fügte aber hinzu: «Es wäre schon gut zu wissen, was im Untergrund vor sich geht.»

«Es wird sich schon herausstellen. Bald.»

Mehr konnten wir nicht reden, da man uns die Ankunft des Bereitschaftstrupps meldete. Wir sahen frische, ausgeruhte Männer von den Lastwagen abspringen. Sie machten sich sofort an die Arbeit und luden zunächst Werkzeuge, Pfosten, Spundwandbohlen und eine Rammaschine ab. Ihre Bewegungen zeugten von Geübtheit.

Ingenieur Wendt führte sie an. Er kam uns auf der Dammkrone entgegen. «Geh doch schlafen!» rief er mir zu. «Du siehst ja gar nicht mehr einem Menschen ähnlich!»

Er stand mir gegenüber, vor einer Stütze der Eisenbetonwand.

Ich warf ihm einen unsicheren Blick zu. In meinen brennenden Augen hob sich seine Figur verschwommen von der Umgebung ab. Es schien mir, als wäre er nur auf die Wand gemalt.

Plötzlich begann ich zu wanken. Mein Blick fiel zufällig auf die Stütze hinter Wendt. Doch was ich sah, gab mir meine Kraft zurück.

«Das Wasser!» rief ich aus. «Das Wasser!»

Ich zeigte mit ausgestrecktem Arm auf einen Abschnitt des Betonmauerwerks. Dicht neben der Stütze, etwa in Fussgelenkhöhe sickerte langsam, kaum merkbar Wasser durch die Mauer.

Wendt drehte sich blitzschnell um. «Ein Haar-Riß im Beton! Hört ihr Leute ... her zu mir!»

Verwo AG Feineisenbau
8808 Pfäffikon SZ
Telefon 055 5 44 55
VERWO
Kunststoffenster Mipolam
Stahlfenster
Schaufensteranlagen
Garagetore
Eingangspartien
allg. Schlosserarbeiten

Die grosse Flut

Die Hilfe seiner Mannschaft kam im Laufschritt auf uns zu. Aber es war zu spät. Der Pfosten, der das 4 Meter breite Betonfeld stützte, knackte und gab nach. Durch den so entstandenen, kaum einige Zentimeter breiten Spalt ergoss sich das Wasser durch die Mauer auf den darunter liegenden Erddamm.

«Platten! Rasch! Rasch!» schrie Wendt.

Seine Leute liefen zurück, um das Material zur Abdichtung des Spaltes herbeizuschaffen.

«Wir müssen's versuchen», sagte der Ingenieur mit forcierter Ruhe.

Einige Sekunden standen wir noch wie verhext.

«Alarmiert sämtliche Gemeinden entlang des Donauarmes! Sofort!» rief ich dann aus.

János Lencz rannte dem Büro zu. Er winkte den Soldaten der Nachrichtentruppe, die in Richtung des Radiowagens liefen.

Doch das Wasser war schneller als die Gedanken. Bevor die Hilfsmannschaft mit den ersten Platten am Ort des scheinbar nur geringfügigen Spaltes angelangt war, stürzte es die gewaltige Eisenbetonplatte zwischen den zwei Pfosten heraus.

Durch die auf 4 Meter erweiterte Bresche brauste die Flut wütend in die Tiefe.

«Da gibt's keinen Halt mehr!» sagte Csapó. Wendt warf ihm einen mörderischen Blick zu.

Die Leute des Bereitschaftstrupps liessen sich selbst vom Wasserfall nicht einschüchtern. Mit unvermindertem Schwung förderten sie das Baumaterial zur nächsten Stütze.

Doch das Wasser erodierte den Boden auch in der Breite vor den auf die Erde gelegten Stahlplatten, und es war uns allen klar, daß, falls es noch ein Betonfeld umwerfen sollte, es nicht nur das Baumaterial und die Werkzeuge, sondern auch die Mannschaft wegschwemmen würde. Und jeder wußte, daß es aus der eisigen Flut keine Rettung gibt.

Indessen warf das Wasser nicht ein, sondern auf einmal zwei Betonfelder um. Die Bresche erweiterte sich auf 12 Meter.

Alle wichen zurück.

Gegenüber, auf der Insel standen eine Frau und ein Mann am Sandufer. Sie winkten uns verzweifelt zu. Zwei Soldaten des Pionierzugs eilten ihnen mit einem Sturmboot zu Hilfe.

Eine Hand legte sich auf meine Schulter. Ingenieur Benczur stand hinter mir. Ein Offizier und Czerván, der von Nyiregyháza entsandte Techniker, kamen mit ihm.

«Wir können nichts dafür ... glaub mir», flüsterte ich ihm zu. Meine Stimme war ganz matt.

Benczur schimpfte. «Ich kenne keine verlorene Schlacht», sagte er beinahe zurechtweisend. «Wir müssen mit der Verteidigung fortfahren. Die Gemeinden entlang des Donauarms müssen um jeden Preis gerettet werden.»

Der mir unbekannte Major betrachtete mit düsterem Gesicht die tosende Flut. «Die Wassergeschwindigkeit dürfte 4 bis 5 Meter pro Sekunde erreichen», sagte er, «am Nachmittag wird der ganze Donauarm aufgefüllt.»

Wir mußten ständig zurückweichen, weil das Wasser die 4 Meter breiten Eisenbetonfelder in schneller Folge hinwegfegte.

«Wäre der Dammbruch bei Dunaföldvár erfolgt, so hätte das Wasser die große Tiefebene bis nach Baja überschwemmt», bemerkte Czerván.

«Freilich», erwiderte Benczur mit einem unverkennbaren Spott.

János Lencz kam in größter Hast vom Büro. «Das Turbinenhaus!», rief er uns von weitem zu, «das Wasser erodiert den Boden auch gegen hinten!»

Alle drehten sich um. Wahrhaftig, das Wasser fraß den Dammkörper mit einer fürchterlichen Schnelligkeit. Es verschlang etwa ein Meter pro Minute vom festen Boden.

Ich hatte recht viel von den Springfluten gelesen, die an den Küsten Mittelamerikas die uralte Naturordnung manchmal bis zur Unkenntlichkeit zerstören. Doch ich glaubte immer, daß die Beschreibungen stark übertrieben seien.

Was ich aber in diesen Minuten mit meinen eigenen Augen sah, übertraf selbst die bilderreichsten Schilderungen.

Die Bresche an der Eisenbetonwand hatte sich inzwischen auf hundert Meter erweitert. In der Querrichtung

Um Magenbeschwerden und Verdauungsstörungen, Völlegefühl, Blähungen, Magendruck und Übelkeit
zu beheben, bevorzuge ich den altbewährten

Zellerbalsam

Zehn sorgfältig ausgesuchte Medizinalpflanzen, reich an balsamischen Wirkstoffen, sind der Grund für seine natürliche Heilkraft als zuverlässiger Helfer bei Verdauungsstörungen und vielerlei anderen Unpässlichkeiten.

Flaschen à. 2.70, 5.40 und 9.80 in Apotheken und Drogerien

hörte die Zerstörung bereits auf, hatte doch das Wasser schon genug Raum, um ungehindert in den Donauarm hineinzuströmen.

Das unablässige Zurückweichen verdrängte uns bis ans Ufer. Von dort aus beobachteten wir, wie die Erosion die Baumreihe erreichte.

Als erstes Opfer ersah sich die Strömung eine mächtige Pappel. Sie umschloß den Baum, nagte den festen Boden unter seinen Wurzeln in einem Augenblick weg, drehte den Baum um seine Längsachse im Kreise, dann schwemmte sie ihn in der Richtung des Bruches fort.

Doch der Wirbel erfaßte die Pappel mit einer solchen Kraft, daß sie nicht umstürzte. Sie schwamm stehend, kerzengerade, senkrecht im Wasser!

Es folgten eine kleinere Platane, dann wieder weitere Pappeln. In strammer soldatischer Ordnung, fast im Gänsemarsch zogen sie an uns vorbei und überschlugen sich erst weit unten im Donauarm, wo sich der Strom schon auszubreiten vermochte.

Das nächste Opfer war ein Fachwerkmast der Hochspannungsleitung. Solche Masten werden bekanntlich auf Betonsockel von mehreren Tonnen Gewicht gegründet.

Der höllische Strudel wurde mit ihm geradeso leicht wie mit den Bäumen fertig. Er umschloss den Mast, fraß den Boden unter dem Sockel in wenigen Sekunden weg und dann, in seiner spielenden Spottlust, hob er ihn sogar. Der aus Eisen und Beton hergestellte Mast schwamm in der Richtung des Donauarmes fort — als wäre er die mächtige Radarantenne eines unsichtbaren U-Bootes.

«Die Roseninsel wird mit Mann und Maus verschwinden», sagte Benczur, «Wenn das so weitergeht, dann werden nicht einmal die Hiesigen diese Landschaft mehr erkennen.»

«Das Turbinenhaus muß unter allen Umständen gerettet werden», sagte der Major.

«Aber wie?»

«Wir müssen den Kreisdeich sprengen. Damit hört die Erosion auf und das Turbinenhaus wird entlastet.»

«Das ist doch unmöglich!», rief Csapó aus.

«Was wollen Sie denn? Sollen wir mit den Händen im Schoß zuschauen?»

«Wenn wir den Deich zerstören, verringert sich die Auffüllungszeit des Donauarmes auf die Hälfte. Die Bevölkerung wird nicht genug Zeit haben, sich in Sicherheit zu bringen.»

«Wer sollte eigentlich den Deich sprengen?» fragte Benczur.

«Ich rufe das Verteidigungsministerium an. Der Sprengtrupp kann sofort abkommandiert werden.»

«Vor mittag könnte er keinesfalls eintreffen. Und wie käme die Mannschaft mit dem schweren Material hinüber auf die Insel?»

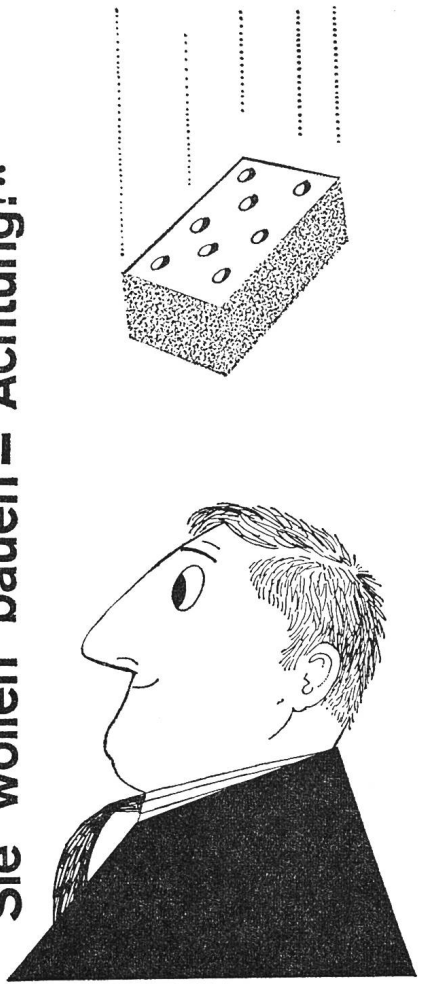
«Nicht das ist ausschlaggebend», unterbrach ich die Auseinandersetzung, «des Turbinenhauses wegen können wir nicht das Leben von Zehntausenden aufs Spiel setzen.»

«Es war ein hydraulischer Grundbruch, Herr Major», sagte Benczur, «da sind wir ohnmächtig.»

Der Major murmelte etwas Unverständliches. Man kümmerte sich nicht mehr um ihn.

Aus den darauffolgenden Stunden blieb mir nur wenig in Erinnerung. Ich sah noch zu, als das Wasser einen anderen Eisenfachmast samt Sockel etwa 500 Meter von seinem ursprünglichen Standort entfernt zwischen die Äste eines Baumes hinaufschleuderte; ich sah noch, wie die zierliche hölzerne Bogenbrücke, welche die zwei kleinen Inseln verband, federleicht weggeschwemmt und zersplittert wurde; ich sah Gergely Mucsi, als er inmitten des entsetzlichen Wogenschlages in einem winzigen Boot auf die Roseninsel hinüberruderte, nur um Drilling, den drüben kläglich jaulenden Hund des Dammwächters zu retten. Ich erinnere mich auch daran, daß János Lencz dicht am Ufer über einen Stein stolperte und ins Wasser fiel. Ein Soldat der Nachrichtentruppe, der ihm glücklicherweise ganz nahe stand, warf ihm mit großer Gei-

Sie wollen bauen – Achtung!*



Würden Sie Fr. 25.– ausgeben, um Fr. 25 000.– zu sparen?

Die beiden Baubücher für alle, die bauen oder umbauen wollen zum Preise von je Fr. 12.50.

Verlag Hans Schmid, 8805 Richterswil

Bestellung

___ Expl. **Wir bauen** à Fr. 12.50

___ Expl. **Mahnbüchlein*** à Fr. 12.50

Datum: _____

Unterschrift: _____

Adresse: _____

Die grosse Flut

stesgegenwart einen Strick zu und vermochte ihn somit vom sicheren Tod zu erretten.

Dann verwandelte sich die Wirklichkeit in fieberhafte, verworrene Vorstellungen. Ich sehe meine Frau, wie sie unser seit Wochen erwartetes erstes Kind, einen festen kleinen Kerl, in einem weißen Kinderwagen glückstrahlend zur Poliklinik bringt und sich mit anderen jungen Müttern unterhält, die gleichfalls auf die Pokkenimpfung ihres Kindes warten. Ich sehe den zum Titan gewordenen Mihály Szokolai, wie er die ungeheuren Eisberge des Stromes mit bloßer Hand zerbricht; ich sehe zu Tode gefrorene Bauern, die vor der eisigen Flut auf den Bäumen Zuflucht suchten, und dann wieder dieselben Leute, doch schon jeden Schrecken losgeworden, im blendenden Maisonnenschein, wie sie im befruchteten Vorland, wo das Wasser schon den Platz geräumt hat, die Saat in die Erde streuen. Ich sehe die sanfte Landschaft unter dem hellblauen Himmel des erlösenden Frühlings, die zahm gewordene Donau mit den schneeweißen Vergnügungsdampfern, mit Hunderten von braunen Doppelzweiern und Tausenden von frohgelaunten städtischen Ausflüglern. Ich höre den letzten Seufzer meines seligen Vaters und den Vogelsang im Makáder Wald, wo wir mit Erzsi zur Zeit unseres Brautstandes herumwandelten und die märchenhaften Sonnenuntergänge über dem Strom bewunderten.

Die Müdigkeit bemächtigte sich meiner mit einer überwältigenden Kraft. Schlafen, nur schlafen ... ich ersehnte nur den Schlaf, was immer auch geschehe.

Doch die Wirklichkeit setzte sich noch für eine kurze Zeit durch.

Der wütende Wirbel hatte bereits die Hälfte der Roseninsel verschlungen. Keine Spur der Bäume, der Hochspannungsleitungen, der stolzen Eisenbetonmauer, der Magazingebäude war mehr zu sehen. Es war nur noch das Turbinenhaus, das dem Wasser trotzte.

Langsam, in grossem Bogen wurde es von der Flut umschlossen. Das Wasser hob zunächst den Stacheldrahtzaun — doch es war nur eine Laune. Der Zaun versank in wenigen Augenblicken.

Allmählich verschwand auch der kaum einige Meter breite Landstreifen, der den Sockel noch schützte. So sanft, friedlich, gleichmäßig rollte er in die Flut herab wie der Sandstrahl eines Stundenglases.

Die östliche Wand des Turbinenhauses blieb ohne Halt.

Dem Anschein nach hielt jetzt das Wasser für eine kleine Weile Rast, als würde es seine neue Aufgabe nach und nach ermessen. Das Turbinenhaus schien eine härtere Nuß als die Bäume und die Fachwerkmaste zu sein.

Aber jeder von uns wußte ganz genau, was in diesen Minuten vor sich ging. Unten, in 16 Meter Tiefe unterspülte das Wasser das massive Fundament des zweistöckigen Eisenbetongebäudes.

Endre Pátkai stand neben mir während dieses grausamen Zwischenspiels. Sein Gesichtsausdruck, die hervortretenden Augen prägten sich mir für immer ins Gedächtnis ein. Darin lag ein durchdringender Schreck, von dem ein russischer Dichter sagte, daß man ihn am ehesten in Frauengesichtern, in der Stunde des herannahenden Todes, erblicken kann.

Wir wurden Zeugen einer Szene, wie sie wohl noch niemand gesehen hatte.

Das Turbinenhaus, als wäre es nur ein Spielwürfel der Märchenriesen, kippte um und stellte sich auf die Kante. Es brach nicht zusammen, das Gerüst und die Mauern blieben überall unversehrt. Es stürzte nur um, in einem Winkel von etwa 35 Grad. Kein einziges Fenster brach ein, kein einziger Ziegel fiel vom Dach herunter.

Da es in einem Stück blieb, dachte ich zuerst, es könnte einmal mit einer undenkbar starken Hebevorrichtung zurückgekippt werden. Dann mögen seine Maschinen weiterarbeiten, Strom erzeugen, als ob nichts geschehen wäre.

«Nur» eine überirdische Kraft wäre nötig. Nichts anderes.

Der Wind war kalt und wehte mir den Schnee ins Gesicht.

Und das Wasser, das nun das letzte Hindernis aus dem Wege schaffte, mit klafterdicken Baumstämmen, Betonbalken, Eisschollen, mit den Trümmern eines Planwagens und mit einer von irgendwo hergespülten alten Fischerbarke an seiner Oberfläche, stieß in rasendem Tempo, unaufhaltsam, siegreich nach Norden vor.

Vom Dorf her klang die sanfte Mittagglocke zu uns.

Ich warf noch einen Blick auf die obere Spitze der zum Untergang verurteilten Roseninsel — dann wurde es mir schwarz vor den Augen.

Vom 3.—14. April: SETTIMANA AIROE
mit CARLO BOI, HOTEL RISTORANTE MOTTA AIROLO
im Zunfthaus zur Saffran Zürich
Andreas Sulser, Zunftwirt

Nun lass es Dir doch endlich sagen:

Gerade Dir brauchst Jesus!

Missionswerk Werner Heukelbach, 5281 Wiedenest
(Deutschland)

Bezeichnen Sie einen Burberry-Mantel niemals mit «neu» — auch dann nicht, wenn er tatsächlich neu ist!

Jeder Burberry-Regenmantel ist wie ein alter Freund — sogar derjenige, den Sie soeben vom Kleiderständer genommen haben. Bequem, vertraut und leicht. Man fühlt sich einfach wohl darin. Er erweist sich auch beim schlimmsten Wolkenbruch als zuverlässig. Der englische Schnitt und die Verarbeitung von Kragen und Futter — typisch Burberry! Alle diese Vorzüge machen Ihren Mantel so richtig bequem. Burberry stellt schon seit 1855 Regenmäntel her und so ist mit diesem Mantel eine über hundertjährige Tradition verbunden. Wenn die Leute sagen: «Einen wunderschönen neuen Regenmantel haben Sie da» — dann antworten Sie bitte lächelnd: «Er ist nicht neu — es ist ein Burberry!»

Fein-Keller

ZÜRICH Bahnhofstrasse 84 Sihlporte/Talstrasse 82 Central/Limmatquai 138 Boutique: Uraniastrasse 22
Fashion Shop: Niederdorfstrasse 73 Zürich-Oerlikon im Bauhof
BASEL Gerbergasse 48 BERN Spitalgasse 9 LUZERN am Schwanenplatz
INTERLAKEN am Höheweg ST. MORITZ beim Kulm-Hotel